

(Nachdruck verboten.)

22)

## Semper der Jüngling.

Ein Bildungsroman von Otto Ernst.

Er mochte wohl hoffen, daß einer von den dreien vor Unterleibschwäche abfallen und reumütiges Bekenntnis ablegen werde, und das war nicht sein von ihm. Nach vielen Jahren erst erfuhr Asmus aus wahren Munde, daß dieser Pastor Zump, ein guter, hilfsbereiter und opferfreudiger Mann gewesen sei. Seine Verfolgung der vier Jünglinge war vermutlich auch so ein Steinchen gewesen, das ihm die budlige Schwester des Schicksals unter die Füße gerollt hatte.

Einstweilen war er für Asmus der rachsüchtige Pfaffe, der Hoogstraten und Peter Arbues, den er nie in seinem Leben um Verzeihung bitten würde. Dann aber kam die Relegation. Dann war alle Mühe und Sorge von vierzehn Jahren dahin, dann konnte er alle seine Frühlingshoffnungen begraben und Zigarrenmacher werden. Das Geld, ihn auf einem auswärtigen Seminar zu erhalten, konnten weder er noch seine Eltern aufbringen. Ihm war übel ums Herz, und er verbrachte eine schlaflose Nacht.

Das Schlimmste war, daß das Herz nicht ganz frei war. Er selbst hatte zwar den Mann nicht verachtet; aber er hatte die andern unbedingt in Schutz genommen, und das war doch gewiß: zum mindesten Klöhn hatte eine starke Ungezogenheit begangen. Wenn man wahr sein wollte, mußte man das eingestehen. Aber darum Buße tun in Saß und Asche, wie Uriel Acosta, vor diesem „hochmütigen, intriganten Priester“? Asmus fuhr mit einem kurzen Rachen von seinem Bett empor und warf sich wütend wieder zurück auf das zertwühlte Lager. Aber übel war ihm zu Sinn; es ist schlimm, wenn eine Wunde nicht ganz rein ist.

Erst nahe vor Morgen verfiel er in einen leisen Halbschlaf. Der Direktor stand vor ihm und sagte: „Sie wollen Lehrer werden? Sie sind wohl verrückt!“ Und dabei hatte er vollkommen das Gesicht von Adolfsine Moses.

### 24. Kapitel.

(Die Budlige lacht; aber die Schlanke macht es wieder gut. — Der Schiffbrüchige von Salas y Gomez als Mittler zwischen den Parteien.)

Zwei Stunden später traten die vier im Gänsemarsch bei dem Direktor ein, Semper wieder voran.

„Wir haben dem Herrn Pastor erklärt, daß unser Rachen nicht ihm gegolten habe; er will diese Erklärung nicht annehmen,“ berichtete Asmus und erwartete das Vernichtungsurteil.

Der Direktor ging einmal das Zimmer auf und ab und durchstach dann alle vier, jeden einzeln, mit einem Blick. Dann ging er noch einmal auf und ab durchstach hierauf Asmus mit einem besonders langen Blick. Und dann sagte er:

„Sie können jeh'n.“

Die Angelegenheit war erledigt. Sie war erledigt für den Direktor und den Pastor; keiner kam wieder darauf zurück.

Aber nicht erledigt war sie für die Seybolde und Wiedemann. Das war ja köstlich! Das war ja erbaulich! Also so waren die „Schäflein“, wenn sie unter sich waren! Dann betrogen sie sich wie die Gassenbuben und bewarfen Geistliche (im Drnat! versicherte einer) mit Steinen! mit Schmutz! Das waren also die Deutchen, die eine Einz bekamen, wenn andere nur eine Zwei kriegten! Das waren die Herren, die mit hochmütiger Verachtung erwiderten, wenn man ihnen vorhielt, daß sie ihre Kollegen beim Direktor verraten hätten! Für die Schäflein, und sonderlich für Asmus, kamen schlimme Tage, und die kleine schieläugige Schwester des Schicksals lachte, daß ihr der Buckel tanzte und rief:

„Du glaubst, wer recht hat, müsse obendrein auch noch Recht bekommen? Du bist wohl verrückt?!“

In dieser Zeit, da ihm die Welt ein ausgesucht widerwärtiges Gesicht machte, sollte er etwas erleben, was nach „Duplizität der Ereignisse“ aussah. Wie sich ihm nämlich einst, da er noch ein Knabe war, aus dunklem Bangen ein

Beg ins Licht gezeigt hatte, als er zwischen den Bahndämmen in der Rainstraße, vor der Tür eine Schenke, einem lieben braunen Mädchen begegnet war, so sollte er auch jetzt wieder bei einem braunen Mädchen Erhebung und Erheiterung des Herzens finden. Herr Mansfeld, ein befreundeter Lehrer, hatte ihn zum Abendbrot eingeladen, und als Asmus nun die Treppen zur Wohnung des Gastfreundes emporstieg, stand da auf einem Absatz eine rankgemachene Brünette und blickte nachdenklich auf einen Koffer ihr zu Füßen, der nicht allzu leicht sein mochte. Es war Fräulein Hilde Chabonne, seine ehemalige Kollegin. Sie stand im Begriff, zu eben den Lehrersleuten, die Asmus geladen hatten, in Pension zu gehen, und Asmus bat bescheidenlich um die Erlaubnis, ihr den Koffer hinauftragen zu dürfen. Das gewährte sie mit einem gnädigen Lächeln, und als man droben war, halfen Asmus und Herr Mansfeld beim Auspacken der Bücher, die der Koffer enthielt. Dabei schlug sich von selbst ein starkes, längliches Heft auf, das mit der Hand gezeichnete und kolorierte Landkarten enthielt.

„O, wie famos!“ rief Asmus. „Haben Sie die gezeichnet?“

Hilde klappte schnell das Heft zu. „Machen Sie sich nicht lustig darüber!“ rief sie ängstlich. „Sie können es gewiß tausendmal besser.“

„Ja? Ja kann gar nichts, ich kann überhaupt nicht zeichnen,“ sagte Asmus.

Sie sah ihn zweifelnd an; aber als sie in seine Augen sah, glaubte sie ihm und nun schlug sie langsam selbst das Heft wieder auf, und von Blatt zu Blatt, wie er staunte und lobte, wurde sie heiterer und stolzer. Sie stand dicht neben ihm, und dabei geschah es, als er sich über das Heft bückte, daß der Kermel ihres Kleides seine Wange streifte. Von diesem Augenblick an war Asmus wieder glücklich.

Sie erschien nicht beim Abendbrot, weil sie müde war, und überhaupt blieb es auf lange Zeit hinaus bei dieser flüchtigen Begegnung.

Merkwürdig, dachte er im Nachhausegehen: ein ganz ähnliches Gefühl hab ich schon einmal gehabt — ganz so wie jetzt war die Welt schon einmal — nicht die gewöhnliche Welt, aber die andere, die immer über ihr schwebt wie Morgenduft über den Hügeln, die war schon einmal so, damals, als ich zwischen den Bahndämmen „am Rain“ mit dem kleinen braunen Mädchen geplaudert hatte, mit der „Königin der Rainotten“. Und was noch merkwürdiger ist, die beiden haben in gewisser Hinsicht etwas Uebereinstimmendes — nicht nur, daß sie beide braunes Haar und braune Augen haben, das will nichts sagen — auch der Teint und das ganze Aussehen — auch das Fräulein Chabonne hat etwas Fremdländisches — so — so etwas Französisches — übrigens ist ja auch ihr Name französisch. Aber ihr Wesen ist — gewiß: es ist deutlich — und doch wieder so ganz anders als das des fürchterlichen „deutschen Weibes“ mit der Häkelnadel. Wenn man sie zu Pferde sähe, dachte er, mit wehendem Schleier, den Falken auf der Faust, auf dieser feinen, schmalen Faust — es würde keinen Augenblick überraschen.

„Wie siehst Du zu Pferde  
So königlich und schlank!“

fang er vor sich hin, daß ein vorübergehender Bürger stützte und ihn anstarrte. . . .

Seit diesem Abend fühlte sich Asmus auf eine wunderbare Weise frei und leicht, und er trug das Leben wieder mit aufgerichteten Schultern. Er hätte nicht sagen können, woher das kam; es kam aber einfach daher, daß ihn in dieser armen bürgerlichen Lehrerin ein adliger Mensch berührt hatte, und das hatte um so wunderbarer gewirkt, als es menschlicher Pöbel war, der sein Leben verfinstert hatte.

Seybold und Wiedemann waren ganz unzweifelhaft Pöbel; daß aber unter den anderen Feinden auch anderes Material war, das sollte er bald erfahren. Zunächst freilich schienen die Gegensätze noch unverföhnlich. Herr Quaschbarth brachte eines Tages die Rede auf den die Klasse zersplittenden Streit und sprach sein Bedauern aus.

„Ja,“ rief einer der Antischäflein, „die andere Partei macht ja auch nicht den geringsten Versuch, zu einer Annäherung.“

Da lachte Asmus laut auf, daß es durch die Klasse scholl. Seit vielen Monaten geschah ihnen Unrecht auf Unrecht — und da sollten sie etwa noch um Frieden betteln? Lieber Kampf bis zur Vernichtung“.

Seiner Jugend erschien die Welt als ein ehrenhaftes Geschäft, bei dem man eine berechnete Forderung nur zu präsentieren brauche, um sofort Zahlung zu erhalten. Er ahnte noch nicht, daß dieses allerdings reelle Geschäft eine sehr weit-schichtige Buchführung hat und daß es seine Bilanzen oft erst nach zehn, nach fünfzig, nach hundert Jahren oder später erscheinen, je nach der Größe des Gegenstandes. Man kann diese Welt auch ein Gericht nennen und das Leben einen Prozeß, der durch hundert oder tausend Instanzen geht. Man bekommt gewöhnlich sein Recht, aber oft mit einer Begründung, die man nicht erwartet hat, und manchmal, wenn man das Urteil erhält, ist man tot.

Bald darauf, in der Rezitationsstunde trug Asmus aus dem Kopfe „Salas y Gomez“ vor, mit sämtlichen drei Schiefertafeln. Als er nach dieser Stunde über den Korridor ging, stieß er auf Herrn Rothgrün, der in der Nachbar-Klasse Semper's Freudenschrei:

„Ein Schiff! Ein Schiff! Mit vollen Segeln lenkt  
Es herwärts seinen Lauf, mit vollem Winde!“

vernommen hatte. Und Rothgrün meinte mit wohlwollendem Lächeln: „Glauben Sie wohl, daß der Mann noch eine so starke Stimme hatte, nachdem er jahrelang bloß von Eiern gelebt hatte?“ Rothgrün war eben Kritiker. Anders aber war der Seminarist Blankenburg. Er trat nach dieser Stunde an einige Häupter seiner Partei heran und sagte:

„Ich finde, es geht nicht länger. Wir können den Beruf nicht weiter aufrechterhalten. Im Grunde war es ja doch nur Neid. Daß er Kollegen beim Direktor verpegen könnte, glaubt ja längst kein Mensch mehr. Wir blamieren uns. Und wir müssen wieder anfangen.“

Und in den anderen wachte die Hochherzigkeit des Jünglingsalters freudig wieder auf, und es wurde beschlossen, auf dem bevorstehenden Bergfeste die feierliche Versöhnung zu begehen.

## 25. Kapitel.

(Was eigentlich ein Bergfest ist, und warum Dr. Korn den ersten Loast belam.)

Das Bergfest! Wenn von den sechs Seminarjüngern drei verfloren waren und also der Berg des Aergernisses bis zum Gipfel überwunden war, pflegte man das „Bergfest“ zu feiern. Und diesmal sollten der Direktor und alle Lehrer dazu geladen werden.

Vor der nächsten psychologischen Stunde hub der Herr Direktor also an: „n Bergfest woll'n Se feiern. Ich habe erst jar nicht verstanden, was das sein soll. Ich habe jedacht: wieso woll'n denn Seminaristen des Flachlandes 'n „Bergfest“ feiern! Schließlich hab ich mir's erklären lassen. Das heißt: „Jott sei Dank, nu sind wir über'n Berg!“ Ja will Ihnen mal wat sagen: Frei'n Se sich, wenn Se noch Zeit und Gelegenheit haben, wat zu lernen; später wird's anders! Wenn Se Ihr Examen jemacht haben, feiern Se meinetwegen Feste, aber den Unsinn mach' ich nich mit!“

Er fing immer ziemlich hochdeutsch an, aber je länger er sprach, desto berlinerischer wurde er und desto mehr würzte er seinen Vortrag mit Berliner Anekdoten. Wenn er mit einem Vortrag über Zeit und Raum begonnen hatte, so war er nach einer Viertelstunde bei Bismarck oder Moltke oder bei seinen Lehrern Lazarus und Steinthal („der Steinthal is man so'n ganz kleenes Männchen mit'n Zahntuch um'n Kopp — wenn man'n auf der Straße sieht, möcht' man ihm 'n Froschen schenken“ — und dann pries er ihn in begeistertsten Erinnerungen) oder er kam auf die Berliner Schutzleute oder auf Eugen Richter.

„Wenn man den Richter nachts aufweckt und sagt: Richter, halt mal 'ne Redel denn kann er's, un wenn man sagt: Richter: nu halt mal eine dajegen! denn kann er's ooch. Aber 'n janger Kerl is er doch!“

(Fortsetzung folgt.)

## Der Garten des Laubenkolonisten.

### Mai.

Wer als Gartenbesitzer noch nicht das Warten gelernt hat, dem wird es häufig durch die ungünstige Witterung wohl oder übel beigebracht. Kaum sind im zeitigen Frühling die ersten

Samen der Erde anvertraut, so möchte man sie auch schon keimen sehen. Damit hat es aber, wenn kalte Tage kommen, seine Weile; es vergeht dann Woche um Woche, ohne daß sich auf den Saat-beeten junges Leben regt. Ein heiterer, sonniger Tag, ein kräftiger, warmer Landregen wirken dann wieder Wunder, und wie durch Zauber Schlag hat sich plötzlich über Nacht alles in licht-grünen Schleier gehüllt. So manche Gemüsearten, die einerseits wenig frostempfindlich sind, andererseits lange zum Keimen bedürfen, sät man schon in den ersten Märztagen. Wenn aber die Witterung kalt und unfreundlich bleibt, so kann man bis Ausgang April auf das Erscheinen der Keimlinge von Spinat, Karotten, Petersilienwurzeln, Erbsen u. a. warten. Rascher keimen Schnittsalat und namentlich Gartensellerie, die uns das erste zarte Salat-gemüse liefern; ist das Wetter warm, so pflegt letztere oft schon nach 36—48 Stunden auszukeimen und wenige Tage später kann sie bereits mit der Schere geschnitten und zu einem würzigen Salat verarbeitet werden. Rascheste Erfolge bieten immer die später, Ausgang April und im Mai ausgeführten Saaten, die, bei genügender Feuchtigkeit, weil nun der Boden durch die Sonne gründlicher durchwärmt wird, in kurzer Zeit auslaufen und sich jezt rasch entwickeln.

Eine Hauptkunst in der Bewirtschaftung der Parzelle besteht darin, es mit Saat und Pflanzung so einzurichten, daß die Ernten möglichst früh beginnen und sich möglichst lange in der Reihe fortsetzen, daß immer der nötige Küchenbedarf vorhanden ist, also nicht einmal Ueberfluß und dann wieder Mangel herrscht. Dies erreicht man, wenn man in Zwischenräumen wiederholt gleiche Saaten und gleiche Pflanzungen ausführt. So legt man Erbsen vom März bis zum Juni, Bohnen vom Mai bis zum Juni in 10- bis 16tägigen Zwischenräumen. In ähnlicher Weise werden bis Mai und dann wieder vom August ab immer kleine Saaten von Spinat ausgeführt, die im Hochsommer ausgekehrt werden muß, da der Spinat an heißen Tagen rasch in Samen schießt, seine Kultur dann also unlohend ist. In ähnlicher Weise verfährt man mit Salat; der Kopfsalat des Vorjohrs wird im Hochsommer durch die Sommerbidire und vom September bis zum Frühling durch die Winterbidire ersetzt. Auch von Möhren oder Karotten macht man mehrere Aussaaten vom Februar bis zum Vorjohr. Für Feinschmcker empfehlen sich die Keinen, zarten Pariser Karotten, während für vielköpfige Familien der Anbau der großen, langen Karotten, die man meist Möhren nennt, dankbarer ist; sie sind zwar gröber in Geschmack, liefern aber beträchtlich größere Erträge. Radieschen gedeihen am besten bei zeitiger Aussaat, doch kann man in kurzen Zwischenräumen bis gegen Mitte Mai immer eine kleine Aussaat machen, wozu sich am besten die schon nach 5—6 Wochen erntefähige Sorte „Eggpfe“ eignet. Mit Eintritt warmer Witterung lohnt die Kultur nicht mehr, die Wurzeln werden dann bald schwammig und ungenießbar. Im Sommer ersetzt der Sommerrettich das Radieschen, dem später Herbst- und Winterrettich folgen. Letztere dürfen, um brauchbar zu werden und nicht in Samen zu schießen, nicht vor Mitte Juli ausgesät werden.

Der Mai ist der beste Monat zur Aussaat der Birse, des Kopfsalat und Blumenkohl für den Winterbedarf. Für den gleichen Bedarf sät man jezt die später zu verpflanzenden Blätter- und Rosenkohl. Des ferneren ist dieser Monat als Hauptsaatmonat für frostempfindliche Nutzpflanzen des Gemüsegartens, wie Bohnen, Gurken und Kürbisse. Kürbiskerne ranfender Sorten legt man auf 2 Meter breite, tief gegrabene und reichlich gedüngte Beete durch die Mitte in einer Reihe, die Samen in 80—100 Zentimeter Abstand; von Gurken zwei Reihen auf ein gewöhnliches 120 bis 180 Zentimeter breites Beet. Um sicher zu gehen, legt man von Gurken und Kürbissen immer zwei Kerne nebeneinander; gehen beide auf, so entfernt man bald das schwächere Pflänzchen zugunsten des anderen. Von Gemüse werden in diesem Monat Tomaten, Breitlauch und zu Ausgang des Monats oder Anfang Juni auch Sellerie gepflanzt. Die erforderlichen Pflänzlinge muß man sich in einer Gemüsegärtnerei beschaffen, da den durch Garten-aussaat gewonnenen Sämlingen in unserem Klima nicht genügend Zeit zu vollständiger Entwicklung bleibt.

Altenhalben tritt jezt im Garten das Unkraut in bedenklichem Umfange auf; es muß regelmäßig in sorgfältigster Weise durch Wehaken und Ausjäten der Beete vertilgt werden. Mit dem Wehaken der Beete geht Hand in Hand das Behäufeln der Kohlgewächse, der Erbsen, später auch der Bohnen, Gurken und Kürbisse. Auch die Kartoffelbeete werden behackt und vielfach gleichzeitig behäufelt; das Behäufeln ist aber bei Kartoffeln nicht absolut nötig, wenn es zu stark ausgeführt wird, sogar schädlich; es kann in vielen Fällen unterbleiben, in manchen Landesteilen, wie z. B. in der Provinz Sachsen, ist es überhaupt nicht üblich.

Vielsach räumt man im Kleingarten und auch auf der Parzelle den verschiedenartigen Blumen ein sonniges Plätzchen ein. Die früher gesäten Sommerblumen, die zu dicht ausgegangen, sind nun zu verzehren, d. h. man entfernt immer die schwächsten der zu dicht stehenden Pflanzen, um den verbleibenden Raum und Luft zu schaffen. Die Blumen müssen schließlich so viel Zwischenraum haben, daß sich die nebeneinanderstehenden in voller Entwicklung kaum gegenseitig mit den äußersten Blättern berühren, da bei zu dichtem Stand Wuchs und Blütenbildung nur kümmerlich sein werden. In der ersten Hälfte dieses Monats pflanzt man die frostfrei überwinterten Knollen der Edeldahlien, Gladiolen, Wunderblumen, des blauen Salbei und der Blütenlana. Die nun

abgeblühten frühen Blumenzwiebeln, wie Narzissen, Hyazinthen, Tulpen u. a. bleiben solange unberührt im Boden, bis das Laub eingetrocknet ist, dann nimmt man sie heraus, trocknet sie an der Sonne, reinigt sie danach und bewahrt sie dann in einer luftigen Kammer bis zur erneuten Pflanzung in den ersten Oktobertagen auf. An den Gartenrosen, die nun bald flott treiben und erste Blütenknospen zeigen, stellen sich Widlertraupen ein, die von zusammengeknüpften Blättern aus Triebspitzen und Knospen anfressen. Sie sind sorgfältig abzufuchen und zu töten. Ein noch gefährlicherer Schädling der Rosen ist die Rosenblattlaus, die zu Hunderten dicht gedrängt an den jüngsten, saftigsten Trieben sitzen und diese aus-saugt. Ein vorzügliches Bekämpfungsmittel gegen diesen Schädling ist das Eintauchen oder gründliche Besprühen der befallenen Triebenden mit 45—50 Grad Celsius warmem Wasser, das sofortiges Absterben dieser Schädlinge zur Folge hat.

Auf eine sehr wichtige, jetzt auszuführende Maßnahme möchte ich noch alle Besitzer von Obstbäumen hinweisen. Sie betrifft das Besprühen der Bäume, um einerseits schädlichen Pilzen und andererseits Insektenschäden vorzubeugen. Nach dem neuesten Verfahren ist das erst seit kurzem im Handel erhältliche Obstbaumtarbolineum ein wirksames Bekämpfungsmittel für alle tierischen und viele pilzlichen Schädlinge. Jetzt, wo die Knospen schwellen, die Blüten vor dem Aufbrechen stehen, ist die beste Zeit zu einer Bespritzung; klares, windstilles Wetter muß hierfür angemessen werden. Es genügt eine zweiprozentige Lösung, d. h. auf 98 Liter Wasser kommen 2 Liter oder 2 Kilo Obstbaumtarbolineum, das sich sofort mit dem Wasser verbindet, was eine milchweiße Flüssigkeit ergibt. Durch diese Bespritzung werden alle die winzigen Käupchen, die jetzt dem Auge noch nicht sichtbar, mit Sehnsucht auf die ersten Blätter und Blüten warten, und alle Eier vernichtet. Die Bäume sind auch weiterhin im Sommer mehrmals zu besprühen, dann aber nur mit einhalbprozentiger Lösung; um pilzlichen Erkrankungen vorzubeugen, spricht man auch kurz vor und zwei bis drei Wochen nach der Blüte je einmal mit Kupferkalkbrühe, zu deren Herjstellung ich im nächsten Monat das Rezept geben will. Wird bei der zweiten Bespritzung der Lösung etwas Arsen oder Schweinfurter Grün, je ½ Gramm auf 1 Liter Flüssigkeit, zugefetzt, so hält man den Apfelwickler fern, der seine Eier einzeln an die jungen Früchte der Apfel- und Birnbäume ablegt, worauf sich dann die ausschließenden Käupchen in die Frucht einbohren und diese wurmförmig machen. Leider sind die brauchbaren Obstbaumsprizen des Handels sehr teuer. Ich möchte den Kolonisten- und Grundbesitzervereinen empfehlen, auf Vereinskosten je eine Spritze anzuschaffen, um sie den Mitgliedern leihweise zur Verfügung zu stellen. Ich selbst habe mehrere dieser teuren Sprizen anschaffen müssen, bis ich diejenige fand, die allen Anforderungen genügt. Es ist dies die tragbare Spritze „Ceres“ der Technischen Verkaufsgenossenschaft in Duisburg; sie stellt sich mit allem Zubehör einschließlich Fracht auf etwa 45 M., und füllt 25 Liter Flüssigkeit. Sie wird auf dem Rücken getragen und hat gefüllt ein Gewicht von etwa 38—40 Kilo, das sich natürlich im Laufe der Arbeit durch Abnahme der Sprizflüssigkeit mehr und mehr vermindert. Immerhin gehört schon ein kräftiger Rücken dazu, mit solcher Spritze zu arbeiten. Diese Arbeit wird besonders jenen nichts schaden, die von Natur aus zu einem sogenannten Katzenbündel neigen und erweist sich im übrigen für die Bäume als außerordentlich nützlich. Hd.

(Nachdruck verboten.)

## Eine Weiberrevolution.

Von M. Andersen Regö.

Berechtigter Uebersetzung aus dem Dänischen von E. Stine.

Der Himmel über Andalusien ist so blau, so blau. Droben sitzt die Madonna, die Schmerzensmutter, und weint Segnung hinab über die Menschen. Und auch Gott sitzt da oben und übt sich in Schonung und hat alle Hände voll zu tun, alle Sündenregister zu quittieren, die die Heiligen, von Empfehlungen begleitet, ihm einsenden. Und die Heiligen selbst, was in aller Welt wären sie nicht imstande zu tun, wenn sie nur erst ihr Quantum Olivenöl bekommen haben! Einer lüftet gebrochene Weine und entfernt Leichborne; ein anderer besorgt den Witwen ehrbare Liebhaber und den jungen Schönheiten stürmische Anbeter; ein dritter sucht abhandgelommene Dinge und beschafft Mieter, die bezahlen können und keine schreienden Nachkommen haben. Die Erde wetteifert mit dem Himmel und den Heiligen und lächelt in dem tropischen Sonnenlichte. Sie hat den Fluß des Sündenfalls vergessen und zieht den Regen des Himmels dem Schweife der Menschen vor.

Und diese selbst haben das beste Lebenselixir zur Selbsterhaltung, den Leichtsinn, mitbekommen; sie sind genugsam im Täglichen und unbegrenzt in ihren Erwartungen für die Zukunft. Was tut es, daß wenige die Mittel haben, den Wein des Landes zu trinken? Das Blut ist warm genug, den Mund läßt man laufen, wohin es ihn gelüftet, die Gedanken sitzen auf dem Bloßberg. Die Sonne selbst und die Luft berauschen, und man betet um nichts, als um ein Stück Brot und Zeit und Freiheit, um zu träumen. Der Humor sinkt nicht, solange die Kastagnetten Zwitter haben, Lascaplas geben gratis und unermüdet von Mund zu Mund, und Randango sitzt in einem Bein, Lajota im anderen bis zum siebzigsten Lebensjahre. Das Leben ist in Andalusien leicht und herrlich zu leben für den,

der nur zwei Schilling für ein Brot hat. Und das haben die meisten — in den guten Zeiten.

Aber die Zeiten waren schlecht. Die Arbeiter hatten nichts zu tun und verlegten sich aufs Betteln, und die Bettler, die ungehört an den Stragenenden standen, fingen an, an Arbeit zu denken. Das eine war ebenso hoffnungslos wie das andere.

Und das Brot stieg. Es war schon auf 20 Centesimas das Pfund angelangt. In guten Zeiten kostete es nur zehn, und es gab Greise, die sich erinnerten, daß es auf acht gestanden. Dazumal konnte man freilich Brot genug haben; jetzt hieß es, sich das halbe und bisweilen alles entziehen. Der letzte Versuch endete selbstverständlich auf dem Friedhof.

Eines Tages sammelten sich Granadas Handwerker und zogen, eine schwarze Fahne an der Spitze, in Prozession durch die Straßen. Vor der Wohnung des Präfecten blieben sie stehen und baten um Arbeit. Der Präfect kam mit dem Gute in der Hand auf die Veranda heraus und erklärte, der hohe Rat habe bereits einen Vorschlag eingebracht, um der Not abzuhelfen. Er brachte ein Hoch auf den König aus und zog sich zurück, und die lokalen Handwerker gingen mißmutig ihrer Wege. Die Wäcker allein beteiligten sich nicht an dem Trauerzuge, sondern benutzten die Zeit, um noch fünf Centesimas auf das Brot zuzuschlagen.

Die Handwerker versammelten sich nicht mehr, aber der hohe Rat trat abends zusammen und erörterte die Begebenheit. Sämtliche Mitglieder betrauteten die Diplomatie, mit welcher der Präfect den Auslauf abgewehrt, und man beschloß, an die Regierung in Madrid einen telegraphischen Bericht des Geschehenen zu senden und eine Ordensverleihung an den Präfecten vorzuschlagen. Damit waren die Verhandlungen des Rates zu Ende.

Granada liegt in einem Winkel der Vega, sozusagen zwischen Sierra Nevada's Felsen. Drunten auf der Ebene wohnten die besten Situierten. Aber die Stadt verläßt sie und die Ebene und zieht hinauf über die Albaicin. Hier auf dem steilen Abhang, wo die Häuser einander auf der Schulter stehen und über die Vega hinausstarren, wohnen die Weberinnen. Und die Stadt geht noch weiter und wird zu Baraden, die über schmalen Terrassen hängen, und ganz zu oberst zu vielen Erdlöchern in der Bergseite, die sich alle gen Süden wenden. Dies ist die Stadt der Allerärmsten und der Zigeuner.

Außer den Zigeunern gibt es nicht viele Männer da droben in den Höhlen und in den letzten Baraden. Aber desto mehr Frauen: Wittwen, die durch den Verlust ihrer Ernährer von Armut zur Not gegliitten, und andere Frauen, die nie einen Versorger hatten, sondern nur eine flüchtige Liebe und deren bleibende Früchte. Ihnen hatte die Liebe nichts gekostet, sondern sie zu Ernährern gemacht — zu lebenslänglichen. Denn in Andalusien leben die Kinder von den Eltern, bis diese sterben.

Am Abend kroch bis hinauf zu den Erdhöhlen unter Sacre Ronde das Gerücht, daß das Brot auf vierundzwanzig gestiegen sei. „Wir können es bald nicht mehr mit unserem eigenen Fleisch aufwägen!“ sagte eine magere Frau, die, an ein Steinkreuz gelehnt, ihrem Kinde die Brust gab. Sie lächelte gequält und nahm das Kind von der Brust; es war rot um den Mund von Blut aus ihren Brüsten. Sie küßte das Blut von des Kindes Rippen und legte sich auf das Fußgestell des Kreuzes, um zu ruhen. Später kamen Leute und trugen sie in eine Höhle.

Auf dem Berge gab es Bewegung, ehe es noch Tag war. Die Mutter von gestern war in der Nacht gestorben, und die Leichenträger waren da, um sie mitzunehmen. Weiber liefen durcheinander umher, einige bekreuzigten sich vor der Leiche, andere riefen die Madonna an. Es war diesen Menschen nichts Neues, den Tod zu sehen, sie pflegten ihn zu nehmen, wie alles andere, was das Leben brachte, und ihre leichte Natur half ihnen über alle Schatten hinweg. Aber die harte Wirklichkeit hatte ihnen etwas Neues aufgedrückt, einen Schicksalstropfen, und in der Leiche der Nachbarin, wie sie sie bei Nacht gefunden mit dem kleinen Kinde, das nach der Brust tastend, über ihr krabbelte, suchten sie irgend ein Vorzeichen. „Nun schläft der Hunger,“ sagte ein Weib, als die Leiche von den halb betrunkenen Trägern die Höhen hinab getragen wurde. „Ja, zum Friedhof!“ erwiderte eine andere.

Die Panil war in ihnen zum Ausbruch bereit. „Zum Friedhof, ja!“ das war das Resultat. Diese verzweifelte Aussicht strich alle phantastischen Hoffnungen, aber bloß, um die Wirklichkeit in die Wollen zu heben und ihr den Schimmer der Phantasie zu verleihen — die Wirklichkeit, sich sattessen zu können. Und im Wirtswart der Gedanken, unter den vielen Rufen war einer, welcher traf und zündete: „Pan a ocho.“ Dies hatte die wirren, tappenden Gedanken formuliert und ging nun von Mund zu Mund.

Pan a ocho! — das Brot herab auf acht, wie in den alten Tagen, das war das Glück, das schwindelnde Ideal, das keiner aufgibt. Und jede Höhle gab dem Rufe Widerhall und stellte ein gerumpeltes, halbbekleidetes Weib in die Reihen.

Pan a ocho! Die Gedanken hatten ihren Ausdruck gefunden, und der Wirtswart erhielt Richtung. Die Schar bewegte sich den Pfad entlang, der im Bickad läuft und alle Höhlen mitnimmt. Und sie wuchs rasch, denn der Armut Kinder sind zahlreich.

Wie häßlich sie waren, diese Weiber! Blatternarbig, beschmuht, Kungeln im Gesicht von dem starken Sonnenlicht, das sie Jahr um Jahr gezwungen, die Augen zuzugewiden; mit krustigen Ohren und schuppenbedeckten Schläfen. Die Not verschont nicht. Aber ihre Sicherheit wuchs mit ihrer Anzahl, sie feuerten mit Drohungen und

Geschrei einander an, sie ergriffen Knüppel und Holzstücke und trachten scharfe Topfscherben aus der einzigen steilen Wand des Berges. Und sie rollten Steine hinab über die andere abschüssige Seite, hinab auf die Paradenächer und schrieten: Pan a ocho!

Das Feldgeschrei gellte in die Paraden und antwortete ihren Träumen, die Bewohner erwachten und zollten ihren Tribut. Pan a ocho! Wie ein kalter Wind blies es über die Höhen, ganz Albatein hörte es. Nur die Stadt da drunten, die Stadt der Wohlhabenden, lag stumm im letzten Morgenschlummer.

Droben am äußersten Ende steht eine Kirche. Auf dem Platze vor der Kirche war eine alte Kanone in die Erde gepflanzt. Die Weiber gruben sie mit ihren Nägeln aus und rollten sie zur Brustwehr vor. Dort lag sie und deutete schicksalsschwanger hernieder über die Stadt — die Zeit hatte sie mit Staub geladen. Und weiter drängten die Scharen, hinab durch Albateins hundert Gassen.

Pan a ocho! Albatein, die Stadt der Weberinnen, antwortete und gab ihren Beitrag.

Auch Männer wollten sich dem Zuge anschließen; sie wurden abgewiesen. — „Wir brauchen sie nicht! Fort mit ihnen!“ Und die Gassen spieen eine verwilderte, rasende Heerschar von Lumpen und Geschrei auf den großen Platz hinaus.

(Schluß folgt.)

## Kleines feuilleton.

### Kunst.

Die Neuerwerbungen der Nationalgalerie sind in die Sammlung eingereiht worden, ohne, wie sonst üblich, vorher in einem besonderen Raume vereinigt zu werden. Es wäre dies ganz angebracht gewesen, um den Mängeln zu zeigen, daß der Direktor, dem man immer seine Ausländerei vorwirft, diesmal nur deutsche Künstler berücksichtigt hat.

Es sei auf folgende Werke aufmerksam gemacht. Ein neuer Menzel hängt im ersten Nebensaal des zweiten Geschosses. Eine Arbeit, die um ihrer feinen, malerischen Behandlung willen auffällt. „Chorgestühl im Mainzer Dom“ heißt es; eine Innenstudie. Braungraues Dunkel, aus dem die Mägen zweier Priester aufblitzen. Fein ist das Grau der in den geschwungenen Formen des Barock gehaltenen Orgel, die den oberen Teil des Raumes Licht macht.

Wichtig ist dann ein Spitzweg. Es sind zwar zwei Werke dieses Künstlers erworben. Das eine aber, der „Poet in der Dachkammer“ ist noch trocken und detailliert gemalt und stellt das Anekdotische stark in den Vordergrund. Zur Charakteristik des Künstlers ist es wichtig. Dagegen ist das andere Bild breiwillig und leicht gemalt. „Drachensiegen“. Schon ein eigentümliches Format, lang-hoch. Fein ist die sonnige Luft über der Wiese gemalt; hinten im grauen, rofigen Schein eine verdämmerte Stadt; im Vordergrund, klein, ein paar Kinder. Das Ganze ist led und frisch. Und die kleinen Farnecken der weissen und roten Drachen sind ordentlich grazios in das Blau gesetzt. — Das Geschmackvolle betont noch stärker ein kleines Werk von Al. b. Keller. Eine Dame im Atelier, die gemalt wird. Braun und weiß und blau sind pridelnd geordnet. Breiter ist die sonnige Allee der Villa Albani, mit einer Reihe heller Marmorstatuen im Grünen. — Von Pipilern ist ein Porträt erworben, das zwar düster in den Farben ist, aber doch trotz seiner Schwere eigenartig wirkt. — Im Leibl-Kabinett hängt ein neuer Schuch; Rebhühner und Käse; graue und braune Töne, von erstannlicher Wucht, wie sie im Stillleben selten ist. Der Studienkopf einer Alten von Ludw. Eibl hat viel Kraft und markante Charakteristik. — Die Plastik ist durch eine Bronze des verstorbenen Bildhauers Aug. Hudler bereichert. Eine nackte, sitzende Jünglingsfigur von einfach schöner Erscheinung des ruhig-körperlichen. e. s.

### Völkerkunde.

Der Ackerbau in Neu-Guinea. Das Innere von Neu-Guinea ist ein fast ganz unbekanntes Gebiet, so daß über Art und Umfang der Bodenbearbeitung keine genauen Angaben vorliegen. Aber auch über die Kistenstriche war bisher nur wenig veröffentlicht worden, und es blieb den Arbeiten des jungen kürzlich auf einer geologischen Forschungsreise in das Innere Neu-Guineas verstorbenen Missionars P. Reiter vorbehalten, genauere Aufschlüsse über den Ackerbau der Eingeborenen zu geben. Nach seinem in der Zeitschrift „Antropos“ veröffentlichten Bericht wird der Boden eines großen Teiles des in Frage stehenden Gebietes in regelmäßiger und rationeller Weise bewirtschaftet. Hauptgegenstand des Anbaues sind der Yam, der Taro und die Süßkartoffel. Die Kultur aller dieser Produkte erinnert durchaus an das europäische Kartoffelland. Man findet allenthalben um die einzeln in den Boden gelegten Früchte Häuschen von Erde aufgeworfen. Zur Vertiefung dieser Anbauarbeiten werden vorzugsweise die Frauen verwendet. Dem männlichen Teil der Bevölkerung fallen die schwereren Arbeiten auf den Pflanzungen zu, wie sie für die Kokosnuß und Vanane nötig sind. Außerdem werden vielfach noch Brotfrucht, Pandanus,

Betel und Papaha gebaut, an einzelnen Orten auch Maniol. Fast allgemein wird auch die Sagopalme kultiviert, die allerdings nur beim Fertigmachen des Sago erheblichere Arbeit macht. Zur Anlage einer Pflanzung wird gern ein mit Alang-Alang-Gras bestandenes Stück Land gewählt. Das Gras wird mit recht primitiven — oft hölzernen — Werkzeugen niedergebaut und in gleichmäßiger Dide über die in Angriff zu nehmende Fläche verteilt. Nachdem es trocken geworden ist, wird es angezündet, um mit seiner Asche als Düngemittel zu dienen. Sodann wird der Boden gebrochen. Auch bei dieser Operation kommen höchst primitive Werkzeuge zur Verwendung. Mittels eines zugespitzten Stabes von 1—1 1/2 Meter Länge wird die Scholle zertrümmert. Das weitere Zerklünnern des Bodens mit einer kleinen Holzschaukel und das gleichzeitige Ausjäten des Alang-Alang-Grases und anderen Unkrautes fällt wiederum den Frauen zu. Sodann umhegen die Männer den Acker mit einem festen Zaun, um ihn vor Verwüstung durch Wildschweine zu bewahren. Weit schwieriger liegen die Verhältnisse, wenn im Buschgebiet Pflanzungen geschaffen werden sollen, weil da erst mühsam gerodet werden muß, und doch ist ein großer Teil der Plantagen in dieser Weise angelegt; manche umfassen mehrere Hektar. Auch steile Hänge werden sorgfältig ausgenutzt, und Flächen, die im Winkel von 50 bis 60 Grad ansteigen, durch Querhölzer gangbar gemacht. Der Ackerbau dieser Naturmenschen stößt also entschieden Respekt ein. Daß auch sie selbst ihm solchen entgegenbringen, beweist schon der Umstand, daß die einfachen Ackergeräte alle sorgfältig verziert sind. Merkwürdig erscheint, daß der Gebrauch des Düngers ganz unbekannt ist, ja daß anscheinend eine Art unüberwindlichen Felsdavor besteht. Der Eingeborene wird kaum zu bewegen sein, von einem in der Nähe des Düngerhaufens stehenden Baume eine Frucht zu holen oder gar zu essen, und die Zumutung, einen Platz von tierischen Dungstoffen zu reinigen, würde bei ihm einen leidenschaftlichen Entrüstungsturm hervorrufen. Wohlbekannt ist dagegen die Wirkung der Brache, die nur leider oft mit einem Ortswechsel der ganzen Dörfer verbunden ist. Im allgemeinen verdienen die landwirtschaftlichen Leistungen in Neu-Guinea alle Anerkennung.

### Technisches.

Das telegraphische Sehen. Die Fernphotographie, die in Deutschland durch die Arbeiten von Professor Korn in so hervorragendem Maße gefördert worden ist, bedeutet, wie er selbst hervorgehoben hat, die Vorstufe zum eigentlichen „telegraphischen Sehen“, d. h. jener bisher nur in der Phantastie der Zukunftsroman-Schriftsteller verwirklichten Art der Bildübertragung, die bei der heutigen Leistungsfähigkeit seines Verfahrens etwa 6 Sekunden Zeit beansprucht, auf den dritten Teil einer Sekunde herabzudrücken, so würde das menschliche Auge infolge seiner Eigenschaft, eine schnell vorübergehende Serie von Einzelbildern zu einem fortlaufenden Bilde zu vereinen, wie es z. B. bei den Kinematographenbildern geschieht, eine kontinuierliche Abbildung eines in der Ferne stattfindenden Vorganges erhalten können. Das Ziel der Verfürgung der für die Bildübertragung nötigen Zeit wird nun von einem neueren französischen Verfahren, dem System Selencq-Lival, in bedeutend höherem Maße erreicht, so daß man der Frage des „telegraphischen Sehens“ wieder um einen Schritt näher gerückt wird. Die Schwierigkeit, mit der bei einer Verkleinerung der Leistung des Kornischen Verfahrens zu rechnen ist, besteht darin, daß das Sehen, auf dessen unter dem Einfluß verschiedener Lichtstärken veränderlicher Leitfähigkeit die Methode beruht, nach dieser Richtung eine ziemliche „Trägheit“ besitzt, d. h. daß die Aenderung der Beleuchtung erst nach einer gewissen Zeit die ihr entsprechende Widerstandsänderung hervorzurufen vermag. Korn hat einen eigenen Kompensator konstruiert, um dieser Schwierigkeit Herr zu werden. Gleichwohl ist er von der praktischen Möglichkeit des telegraphischen Sehens noch weit entfernt. Ueber das neue System Selencq-Lival liegen, wie die „Revue Scientifique“ ausführte, erst spärliche Nachrichten vor, die in gewissen Einzelheiten genauere Mitteilungen als recht wünschenswert erscheinen lassen. Gleichwohl läßt sich das Verfahren in seinen Grundzügen übersehen. Das zu übermittelnde photographische Bild wird nach dem Kohleverfahren hergestellt und nach dem Prinzip der Widerstandsänderung, die ein abtastender Stift infolge der verschiedenen Dide der einzelnen Bildstellen erfährt, übertragen. Die große Schnelligkeit der Übertragung wird dadurch erreicht, daß die Vorrichtung mit dem Poulsen'schen Telegraphen kombiniert ist, das seinerseits Anschlüsse einer Galvanometernadel auslöst, die in entsprechender Weise auf ein Lichtfilter übertragen, die Reproduktion des Bildes ermöglicht. Ein ganz kürzlich in der Pariser physikalischen Gesellschaft demonstriertes Verfahren des Ingenieurs Armangaud soll nun dem eigentlichen Fernsehen nahe kommen. In welcher Weise die große Geschwindigkeit der Übertragung dabei erzielt wird, ist noch nicht bekannt. Es bleibt daher abzuwarten, ob wirklich ein erheblicher Fortschritt nach dieser Richtung damit erreicht worden ist.